

14. August 2004

Zeit und Wirklichkeit
Ein Rebell mit den Waffen der Poesie:
Rüdiger Safranski gratuliert Cees Nooteboom zum Österreichischen Staatspreis

Cees Nooteboom schrieb 1953, als Zwanzigjähriger, den Roman "Philip und die anderen", als er, wie er selbst von sich sagt, noch wenig von der Welt gesehen hatte. Das Buch erregte damals großes Aufsehen, weil es so jugendfrisch und romantisch daher kam, unbekümmert um die realistische Tradition der niederländischen Literatur. Von diesem Buch ging ein Zauber aus, der offenbar bis in ein kleines südwestdeutsches Städtchen, nach Rottweil, vordrang. Auch ich war noch jung, ein Schüler, es war das Jahr 1962, als ich in einer kleinen Buchhandlung auf dieses Wunderwerk stieß, das in der damaligen Übersetzung "Das Paradies ist nebenan" hieß. Sofort hatte ich das Gefühl, dass nicht ich ein Buch, sondern ein Buch mich gefunden hatte. So muss es wohl zugehen bei einem Leseerlebnis mit Schicksalsmacht. Dieser Roman wurde mein Kultbuch. Ich steckte meine Freunde damit an, und jedes Mal wenn ich mich neu verliebte, wurde daraus vorgelesen. E.T.A. Hoffmann hat gesagt, dass wir von Büchern, die uns am Herzen liegen, gerne glauben, "dass der liebe Gott sie wachsen lässt wie die Pilze". Das sind dann die Bücher, die einen so in sich hineinziehen, dass man gerne annimmt, auch der Autor sei in ihnen verschwunden. Jedenfalls hörte ich nichts mehr von Nooteboom. So hielt ich ihn für tot. Macht nichts, dachte ich, ein solches Buch reicht aus für ein Lebenswerk.

Eines Tages im Jahre 1988 sagte meine Frau, die das "Paradies" auch vorgelesen bekommen hatte: Nooteboom lebt doch noch, er liest heute in der Buchhandlung! Inzwischen waren "Rituale" und "In den niederländischen Bergen" in Deutschland erschienen, was ich aber nicht bemerkt hatte. So eilte ich zur Lesung und als ich dem Autor mein altes, zerschlissenes Exemplar vom "Paradies" zur Signatur vorlegte, zog er meine Schopenhauer-Biografie aus der Tasche. Er hatte sie soeben in der Buchhandlung erworben, ohne mich zu kennen. Da begann unsere Freundschaft in der Wirklichkeit,

nachdem sie in der Imagination - von meiner Seite aus - seit so vielen Jahren bestanden hatte.

Was ist das für ein Buch, dessen magische Fernwirkung unsere Freundschaft begründete? Es erzählt davon, wie Philip durch Europa trampst, seltsamen Menschen begegnet, auf der Suche nach einem Mädchen mit chinesischem Gesicht, das er nie gesehen hat und nur aus den Erzählungen eines entlaufenen Mönchs kennt. Er wird es am Ende finden, aber nur, um es zu verlieren. Ein romantisches Buch, das Paul Eluards "Ich träume, dass ich träume" zum Motto hat. Das Erzählen wird hier vorgeführt als die Kunst, das Aufwachen hinauszuschieben. Es triumphiert der Absolutismus der Poesie. Ein unbekümmertes Bekenntnis zur poetischen Magie, das in den späteren Erzählungen des Cees Nooteboom so nicht mehr zu hören sein wird. Die Sehnsucht und der Wunsch, in den eigenen Bildern zu verschwinden, werden später zur Ironie, wodurch Wirklichkeit und Poesie sich wechselseitig relativieren. Man könnte sagen, dass sich an dem modernen Autor Nooteboom das Schicksal der historischen Romantik noch einmal vollzogen hat: das Hin und Her zwischen romantischer Sehnsucht und ebenso romantischer Ironie.

Ironie, als eine Haltung des gelassenen und verspielten Abstandnehmens, setzt Enttäuschung voraus. Auch bei Cees Nooteboom hat es, ehe er zum ironischen Autor wurde, eine Enttäuschung gegeben. Darüber hat er mir folgendes erzählt.

Mit seinem ersten Roman, er nennt es ein "unschuldiges Buch", war er plötzlich zum Schriftsteller geworden. Ein wenig berühmt und gerühmt lief er in Amsterdam herum, ein "Dandy ohne Geld", sagt er, mit Samtjacke, buntem Schal und Spazierstöckchen. Bald machte er sich aus dem Staube, im gewissen Sinne folgt er der Spur seines Romanhelden, denn wegen eines surinamesischen Mädchens heuert er als Leichtmatrose an und schippert in die Karibik, schreibt Gedichte, Reportagen, kurze Erzählungen. Aber jenes erste poetisch leichte Buch lastete schwer auf ihm. Er musste sich von ihm befreien, indem er 1963 einen zweiten schrieb, der ziemlich unverhohlen den Ekel vor der Literatur zum Thema hat: "Der Ritter ist gestorben". Einen "Abschied von der

Literatur" nennt Nooteboom diesen Roman, "ich dachte, jetzt ist alles gesagt, es geht nichts mehr".

Was nicht mehr ging, war das Romanschreiben, 17 Jahre lang. Dafür aber veröffentlichte er Gedichte und vor allem poetische Reisebücher, ein Genre, dem er neuen Glanz gegeben hat.

Mit seinem zeitweiligen Abschied vom Roman hatte er einen Abstand geschaffen, den er benötigte, um mit neuer Leichtigkeit, Weisheit und eben Ironie zum Roman zurückkehren zu können. Wenn alles gesagt ist, kann man versuchen zu sagen, was damit eigentlich gesagt ist. 1980 erschien "Rituale". Zwischen diesem Roman und dem frühen Geniestreich "Philipp und die anderen" gibt es einen Bruch, aber auch Kontinuität. Der Bruch drückt sich in der Haltung aus: Sehnsucht und Wehmut sind nicht gänzlich verschwunden, aber zurückgenommen. Die Kontinuität zeigt sich beim Thema Ritual. Der erste Roman zelebrierte das Ritual des poetischen Festes. Jetzt wird erzählt, wie Leute unserer Tage aus dem Leben Inseln der Bedeutsamkeit, genau das sind die Rituale, herausheben und befestigen - gegen die reißende oder auch träge dahin fließende Zeit, die alles in sich zurückschlingt. Was immer in diesem Roman geschieht, eine Art Grundrauschen der Existenz, vor dem sich die verschiedenen Lebensmelodien abheben, bleibt stets hörbar. Der Roman ist eine erzählerisch virtuose, subtile Variation auf das Thema: das Sein und das Nichts. "Rituale" ist ein melancholisches, aber auch ironisches Buch. Melancholisch, weil es von der alles fressenden Zeit und den selbstzerstörerischen Versuchen, ihr zu entkommen, handelt. Ironisch, weil es ohne Zynismus in den Manövern der Sinngebung entdeckt, was Fontane einmal in seiner trockenen Art genannt hat: Hilfskonstruktionen. Von Inni Wintorp, der Hauptfigur, heißt es einmal: "Er liebte es nicht, wahrzunehmen, wie dünn alles war." Hier spricht der Autor wohl doch in eigener Sache, denn in einem Vortrag über den Sturz der Propheten hat er von der Kunst gefordert, sie solle ihre unendlichen Möglichkeiten nutzen, um diese Art "dünner" Wirklichkeit aufzuhelfen. "Für mich", sagt Nooteboom, "gibt es nur eine Macht, die bewirkt, dass es sich zwischen unseren beiden unendlichen Abwesenheiten hier

auf Erden aushalten lässt, und das ist die Macht der Fantasie."

Seiner Erzählung "Die folgende Geschichte" hat Nooteboom einen Satz Adornos vorangestellt: "Scham sträubt sich dagegen, metaphysische Intention unmittelbar auszudrücken; wagt man es, so wäre man dem jubelnden Missverständnis preisgegeben." Anders als Adorno hat Nooteboom sich der metaphysischen Intention schamlos überlassen. Er macht von der Lizenz der Kunst, dieser eigentlich metaphysischen Tätigkeit (Nietzsche), ausgiebig Gebrauch. Das gilt auch und besonders für seinen letzten großen Roman "Allerseelen". Er führt uns in ein Berlin, das unter einer dichten Schneedecke begraben ist, und in dessen Katakomben - die Kneipen und Lokale - verrückte Gespräche über Gott und die Welt geführt werden und verrückte Beziehungen sich anspinnen, die wie Spuren im Schnee ein Muster ergeben, an dem sich Geschichte und Gegenwart dieses seltsamen Lebensraumes in der Mitte Europas ablesen lässt. Es ist der Holländer Cees Nooteboom, der den besten Berlin-Roman der jüngeren Zeit geschrieben hat. Der Roman ist aber auch eine einzige große, erzählerisch entfaltete Meditation über Zeit und Vergänglichkeit. Die Hauptfigur Arthur Daane ist ein Fotograf, der Augenblicke sammelt und sie mit seiner Kamera festhält, nicht nur die so genannten großen Ereignisse, an die man sich eine Weile lang sowieso erinnern wird, sondern auch die unzähligen, winzigen Augenblicke. Warum aber Augenblicke festhalten? Es ist Cees Nootebooms Obsesssion für die Wiederholung des Unwiederholbaren, seine sanfte Rebellion gegen die Zeit und das Verschwinden der Bilder in der künstlichen Bilderflut des Banalen, aus denen das Leben vertrieben ist. Nietzsche hatte einmal von den "Augenblicken der wahren Empfindung" gesprochen, die sich einem hellen Bewusstsein offenbaren. So ist auch Cees Nooteboom mit seinen Protagonisten auf der Suche nach diesen "Augenblicken der wahren Empfindung". Um sie zu ergreifen, ist die Einbildungskraft nötig. Cees Nooteboom besitzt sie in hohem Maße.

In seiner Erzählung "Das Lied von Schein und Sein" formuliert Nooteboom eine Frage, die unterirdisch bei jedem ernsthaften Poeten ruht: "Warum soll man eine erdachte Wirk-

lichkeit noch neben die bestehende Wirklichkeit stellen?"

In der Tat: Die Welt ist bekanntlich alles was der Fall ist. Und da so unendlich Vieles der Fall ist, so lässt sich mit Recht fragen, warum denn noch etwas hinzuerfunden werden sollte. Wenn wir genug damit zu tun haben, uns in der Wirklichkeit zurechtzufinden, warum die Lage dadurch komplizieren, dass man sich noch zusätzlich mit Fiktionen herumschlägt?

Berechtigte Fragen. Aber vergessen wir nicht: Niemals erleben wir die Wirklichkeit unmittelbar. Immer schieben sich Bilder dazwischen, diejenigen, die von außen auf uns eindringen, und diejenigen, die wir kraft unserer Einbildungskraft selbst hervorbringen. Wir leben in einem Kokon aus Bildern und es kommt deshalb sehr darauf an, von welcher Art diese Bilder sind. Sind sie reich, wird auch unsere Wirklichkeit reich sein, sind sie arm, leben wir in einer Wüste. Das Verhältnis von Fiktion und Wirklichkeit ist also komplizierter, als wir uns träumen lassen.

Wenn man Fiktion und Wirklichkeit nur noch schwer unterscheiden kann, ist das der Augenblick, da die Poesie in ihre angestammten Rechte eingesetzt wird. Sie kann wieder gelten als das Erdachte, an dem nicht gerüttelt werden kann, ohne die so genannte Wirklichkeit zum Einsturz zu bringen.

Wir leben in einer Welt von Erfindungen. Meistens sind es nicht die Dinge und Personen und Ereignisse selbst, die uns berühren, sondern die Meinungen darüber und die Bilder, die wir uns davon machen. Damit aber geraten wir schon wieder in die Welt von Erfindungen, ins Fiktive. Auch in der Politik dominieren die Erfindungen. Gesellschaften in ihrem politischen Selbstverständnis leben von Mythen, von großen Erzählungen, die ihnen das Gefühl von Identität geben. Ihr Verhältnis zur Wahrheit ist kompliziert: sie wirken nicht, weil sie wahr sind, sondern weil sie wirken, können sie sich womöglich bewahrheiten. Und in welcher Welt leben eigentlich diejenigen, die von früh bis spät vor dem Bildschirm sitzen? Wie wirklich ist die Wirklichkeit im Zeitalter der Telekommunikation? Wahrscheinlich hat die Erfindungsmächtigkeit der Poesie inzwischen deshalb einen schweren Stand, weil sie eine so überwältigende Konkurrenz bekommen hat.

Nootebooms Cervantes-Essay aus seinem Spanien-Band "Der Umweg nach Santiago" mutet deshalb auch an wie ein Bericht aus der heroischen Epoche der Poesie, als diese noch unbestritten die Königin war in der Welt der Erfindungen. Nooteboom erzählt witzig davon, wie er den Spuren des Cervantes folgen und doch stets auf die Spuren des Don Quijote, der Dulcinea und des Sancho Pansa geleitet wird, so als hätten sie, nicht aber Cervantes wirklich gelebt. Von Don Quijote wissen wir jedenfalls, wie er aussieht, nicht aber von Cervantes; und das Haus der Dulcinea mit der liebevoll konservierten Einrichtung lässt sich noch heute besichtigen. Für einen, dessen Leben das Schreiben ist, ein denkwürdiger Augenblick. Das echte Haus von jemandem zu betreten, den es nie gegeben hat, ist keine Kleinigkeit.

Die Geschichte vom Don Quijote erzählt vom Triumph der Einbildungskraft über die Wirklichkeit: es scheint, dass im Zeitalter der Machtergreifung der Erfindungen Don Quijote noch einmal einen späten Triumph feiert. Jedenfalls darf dieser Ritter von der traurigen Gestalt als Schutzpatron von Leuten gelten, welche die Wirklichkeit noch bereichern wollen um eine ganze Welt der Erfindungen und welche die leicht spöttische Frage stellen: wie wirklich ist die Wirklichkeit? Der Gedanke von der Macht der Erfindung lässt sich noch weiterspinnen bis zu einer Art poetisch-narrativen Gottesbeweis: Wir können erfinden, warum sollten wir dann selbst nicht auch erfunden sein, von dem ganz großen Erfinder.

Ich habe Cees Nooteboom im Verdacht, dass er, als Poet und Erzähler, mit diesem Gottesbeweis liebäugelt.

Ja, er wolle doch einmal über Gott schreiben, sagte Nooteboom an einem Sonntagnachmittag, während wir im märkischen Sand an einem der im Silberlicht glänzenden Berliner Seen hockten und über alles mögliche und unmögliche reden. Dabei blinzelt er, ich weiß nicht genau, ob wegen der Sonne oder wegen der Ironie.

Rüdiger Safranski (Jahrgang 1945) lebt als Schriftsteller und Philosoph in Berlin. Im Herbst erscheint bei Hanser seine Schiller-Biografie.